Pfadi

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **15 (1963)**

Heft 17

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962884

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE ZUKUNFT DER CHRISTLICHEN MISSIONEN IN AFRIKA

ZS. Das Verschwinden der weissen Kolonialherrschaft in Afrika hat selbstverständlich auf die von Europa und Amerika aus gegründeten Missionen eine grosse Auswirkung gehabt und sie zum Umlernen und Neu-Denken in fast allen wichtigen Punkten gezwungen. Im englischen Radio hat eine gute Kennerin der Verhältnisse, Frau Mitchison, sich besonders zu der ausschlaggebenden Frage geäussert, welcher Zukunft die Missionen unter den gänzlich veränderten Verhältnissen entgegengehen.

In Afrika selbst gibt es heute noch Weisse, die der Auffassung sind, die Missionen taugten überhaupt nichts. Manche sehen in ihnen nur jene Zentren, welche die Schwarzen hellhörig machten und sie veranlassten, Löhne zu fordern, welche eine auf billige Arbeitskräfte aufgebaute Wirtschaft zerstörten. Auf der andern Seite aber wären sie höchst ärgerlich, wenn die Neger weder lesen noch schreiben könnten und nicht einmal imstande wären, Instruktionen für Maschinen zu lesen. Für die Missionsschulen müssen die Weissen aber keinen Rappen beitragen, oder wenn sie freiwillig etwas tun, jedenfalls viel weniger als normal. Die Mittel für diese Schulen kommen meist von den Eltern der Schüler und einigen Gönnern.

Etwas Anderes sind jene Weissen, welche sich unsicher über den zivilisierenden Einfluss und die europäischen Werte fühlen, und die sich fragen, ob wir überhaupt die Legitimation hätten, Andere zu bekehren. Sie sind gewöhnlich der Auffassung, in den Missionsschulen hole man sich ein gefährlich falsches Bild von der Welt. Begriffe wie "Sünde" könnten heute nicht angewandt werden, woselbst grosse Sünden nicht persönlich, sondern von der Gesellschaft betrieben, also sozialer Art seien. Meistens kennen sie aber eine Mission, die sie ausnehmen, weil dort ein Prediger oder Lehrer tätig sei, der eine glänzende und eindrucksvolle Persönlichkeit darstelle, der nur Gutes tue, wie immer man es betrachte.

Viel wichtiger aber als diese Reaktionen von weissen Afrikanern sind jene von schwarzen. Es gibt wohl kaum jemand von ihnen, der nicht eine gute Erinnerung an jene Mission hätte, wo er erzogen wurde, und die meisten älteren Schwarzen begannen ihre Laufbahn in den Missionsschulen. Doch hat hier die Politik in vielen Fällen hineingespielt, welche sich als kräftiger erwies als die ursprüngliche Zuneigung. Aus den Knaben wurden rasch Männer, während die Mission versuchte, sie weiterhin als Söhne und Kinder zu halten, weil die meisten Missionen es nicht lieben, wenn ihre Kinder gross und erwachsen werden.

Sehr benachteiligt sind die Missionen durch ihre Herkunft und Verflechtung mit Europa. Es hilft hier nicht viel, dass sie behaupten, eine Universal-Religion zu vertreten. Die Wirkung war doch die, dass jedes afrikanische Kind bis jetzt glaubte, Christus sei in England geboren. Auch gibt es bittere afrikanische Sprichwörter, welche Missionar und Handelsmann miteinander in Verbindung bringen. Es spielt hier mit, dass das Haus eines Missionars in Afrika gewöhnlich nicht wie ein afrikanisches Haus, sondern wie dasjenige eines weissen Kaufmannes aussieht. Er liest die gleichen Zeitungen wie dieser, isst die gleiche Nahrung, hat viele Sympathien und Liebhabereien mit diesem gemeinsam. Viele von den älteren Missionaren fühlten sich auch als Vorläufer des Handels, der ihnen als einzige Rettung vor Krieg und Sklaverei erschien, als ein Helfer zur Hebung des Lebensstandards. Keinen Augenblick fiel ihnen ein, dass sie auf diese Weise etwas Fragwürdiges begingen, da die Ideen der Konkurrenz, des Erfolges und des Geldanhäufens den alten Stammesideen des Zusammenseins und der Zusammenarbeit zuwiderlaufen. Die meisten Missionare sahen es als selbstverständlich an, dass sie mit allen ihren moralischen und gesetzlichen Auffassungen ganz einfach recht hatten, überhaupt mit allen ihren Werturteilen. Es herrschte eine Art von Klerikalismus unter ihnen, der sich einfach auf Autorität stützte, die sie als selbstverständlich ansahen. Höchstens dass sie hie und da gewisse Aspekte von Eingeborenen-Sitten tolerierten, welche sie an ihre christliche Kultur anpassen zu können glaubten. Kaum, dass sie jemals an die Möglichkeit dachten, dass ein Brauch eine andere weltanschauliche oder moralische Idee verkörpere. Noch weniger waren sie gewillt, diese Sitten ernst zu nehmen.

Hier scheint das Ende des Kolonialismus eine glückliche Wandlung herbeizuführen. Selbstverständlich haben viele Missionare Mühe, afrikanische Glaubensansichten und Sitten als wertvoll zu betrachten, oder wenigstens anzuerkennen, dass sie eine moralische Ordnung darstellen. Das strenge Beharren der Missionare auf Trennung von Körper und Seele und auf der persönlichen Konversion hat viel Wertvolles zerstört, ohne einen brauchbaren Ersatz an seine Stelle zu setzen. Der Afrikaner ist nun einmal kein Individualist; der eine stützt hier den andern auch in den Glaubensansichten. Dazu kommt nun aber, dass die Afrikaner, je gebildeter und geschulter sie werden, je mehr sie die Vorgänge auf der Welt betrachten, sehr kritisch auf Dinge wie den kalten Krieg zu blicken beginnen. Da müssen sich auch die Missionen umstellen. Es gibt bereits vollständig integrierte, rein afrikanische Kirchen, die keine besondern Bande mehr mit europäischen verbinden. Sie werden zweifellos das Christentum beeinflussen, das sich schliesslich auf der protestantischen Seite dadurch zu neuer Gestaltung durchringen wird. Jedenfalls etwas vitaler, und nicht mehr nur für den Sonntag. Das ganze kirchliche Fühlen wird anders werden. In Nyasaland, wo eine sehr gute Tradition durch schottische, reformierte Missionare geschaffen wurde, die nicht den Kaufleuten halfen, entstand eine Kirche, welche wirklich auch politisch die Ueberzeugungen des Nyasa-Volkes vertritt. Die nationalistischen Führer stärkten sich im Gefängnis gegenseitig durch Gebete und schrieben ausgezeichnete Kirchenlieder. Die schottischen Missionare unterstützten sie und wurden dafür von andern Weissen als Kommunisten verschrien. In der presbyterianischen (reformierten) Kirche von Central-Afrika gibt es weisse schottische Pfarrer, welche schwarze Vorgesetzte haben. Andere Kirchen haben begonnen, sie zu unterstützen, so zum Beispiel die holländische reformierte Kirche, die mit den strengen Doktrinen ihrer Mutter-Kirche brach. Das ist ein grosser Wandel: er bedeutet die Annahme Afrikas durch die Europäer.

Auch in Nairobi befindet sich eine Kirche, die mit dem alten Missionskonzept gebrochen hat und einen besonders schweren Teil Afrikas "angenommen" hat, der voll von schmerzlichsten und peinlichen Erinnerungen ist, die vergessen und vergeben werden müssen, von beiden Seiten. Es war hier erhebend, erzählt Frau Mitchison, die Heime der Missionare zu besuchen, die sich allerdings heute kaum mehr so nennen, weil sie sich mehr als Mitarbeiter auf einem schwierigen und gefährlichen Feld fühlen. Sie wohnen nicht mehr in dem bequemen, weissen Nairobi, sondern in schwarzen Stadtgebieten, unter dem Volk, das nichts annimmt, wenn es von oben gegeben wird, wohl aber vom Bruder.

Gewiss, all das ist eine Art von Politik. Es bedeutet, dass damit Schluss gemacht werden muss, nur die Kirche der Respektablen zu sein, welche die Dinge so stehen lassen möchten, wie sie sind. Sie muss sich erinnern, dass sie die Kirche der Sünder ist, die einander helfen müssen, die neue Wege suchen muss. Selbst innerhalb der holländischen reformierten Kirche, die stark der "Apartheid" in Süd-Afrika huldigt, hat sich ein Widerstand gegen die Rassentrennung herausgebildet. Doch wollen natürlich viele Afrikaner nichts von ihr wissen. Einer ihrer Schüler erklärte kürzlich, er nehme alle christlichen Werte an, wolle aber keiner Kirche mehr angehören, was ihm heftige Angriffe von weisser Seite eintrug, natürlich ohne Erfolg. Viele Schwarze stimmten ihm zu. Die römische Kirche sucht sich die unglückliche Apartheid-Politik zunutze zu machen, doch ist sie trotz ihrer grossen Geldmittel durch ihre enge Verbindung mit dem schwer angegriffenen Portugal in schwarzen Augen kompromittiert.

Auch in Afrika muss unterschieden werden zwischen Jenen, für die das Christentum eine Wirklichkeit, eine Aufgabe, und zwar wahrscheinlich eine schwere, bedeutet, und den Andern, für die es einfach das Gegebene ist. Sobald in Afrika ein Häuptling getauft wurde, wurde seine Kirche zu einem Standessymbol und die Taufe grosse Mode. Heute ist es mehr eine gesellschaftliche Angelegenheit, wie zum Beispiel auch die kirchliche Trauung. Neben ihr gibt es dann noch ein eingeborenes Gelage, das viel freier und fröhlicher als das vorangegangene, weisse Hochzeitsessen ist. Frau Mitchison zieht daraus den Schluss, dass es grundfalsch ist, Afrikaner als "Kinder" zu betrachten, denen wir all unsere gescheiten Ideen bloss eintrichtern müssten. Solange der Afrikaner nicht als ein voller, gleichwertiger Mensch betrachtet wird, hat das Christentum wenig Sinn. Geschieht das aber, dann wird der Neger den Weissen in der gleichen Art ansehen, was überaus wichtig ist. Denn für viele Schwarze ist der Weisse heute, leider nur allzu verständlich, der Feind, mit dem als Freund und als Persönlichkeit nur schwierig zu verkehren sei. Und ferner würden dann die christlichen Grundsätze von Brüderlichkeit, Generosität und Vergeben endlich einen wirklichen Sinn bekommen, statt blosse Phrasen zu bleiben. Nur hier liegt für das Christentum noch Zukunft.

Von Frau zu Frau

PFADI

EB. Im Bergdorf, in dem wir unsere Ferien verbrachten, war ein grosses Pfadilager. Sie mussten es herrlich gehabt haben da oben am Waldrand mit dem Blick ins Tal und auf die gegenüberliegenden Berge. Das Wetter war prächtig, und am Abend breitete sich die eigenartige Stimmung, die ein Lagerfeuer zu schaffen vermag, bis zu uns aus.

Aber nun weiss ich tatsächlich nicht, bin ich so alt geworden, dass ich Pfadi nicht mehr verstehe, oder sind Pfadi heute anders, oder war das Beispiel in mancher Beziehung nicht "pfadigerecht". Ich wüsste gerne, was Junge, was Pfadi dazu sagen und werde wohl dann und wann einen fragen. Aber eigentlich würde es mir leid tun, wenn ich meine "Ansprüche" herunterschrauben müsste.

Da war das eine: Das Lager - ein grosses Lager, wie gesagt - war auf einem schönen Hochplateau aufgestellt. Die Zelte waren offenbar ziemlich freizügig, wo es der Zeltgruppe gerade gefiel, aufgestellt. Ich habe das Jahr vorher ein Lager in der Nähe gesehen, dessen Ordnung sehr viel straffer und einheitlicher war. Aber sehen wir davon ab. Was mir aber missfiel: Zwei der Zelte bedeckten hintereinander ausgerechnet die Fläche eines viel begangenen Wanderweges, und die Fussgänger durften sich darum herum einen neuen Weg suchen. Ueberschrift nach mir: Bequemlichkeit, Faulheit, Egoismus, alles Wörter, die nach mir nicht zu einem Pfadilager passen. Es war doch so bequem, gerade diesen Platz für Zelte zu benutzen. Man dachte nur an sich selbst: das Zelt war rasch aufgebaut, man brauchte nicht zu befürchten, dass Unebenheiten die Nachtruhe gefährden könnten, man hatte gerade genug Schatten, um in einem kühlen Zelt übernachten zu können. Die andern, die da durchkommen, gehen uns nichts an.

Ein zweites: Die katholischen Pfadi besuchten am Sonntag die kleine reformierte Kirche des Dorfes und der Pfarrer sprach eine Messe. Seien wir für Toleranz. Gut. Aber ich frage mich trotzdem, ob es nicht eines Pfadis würdig gewesen wäre, den stündigen Weg in die katholische Kapelle weiter unten zu wagen? Ein Pfadi ist für mich immer noch der Inbegriff jenes jungen Menschen, der nicht verweichlicht sein will. Aber vielleicht ist auch da die Zeit über meine Vorstellung gewisser Begriffe hinweggegangen.

Ein drittes: Es mag paradox klingen, wenn ich den gleichen Pfadi zu grosse Waghalsigkeit vorwerfe. Und doch hängt vielleicht alles ein wenig zusammen. Vielleicht ist alles von zu wenig klarer Einstellung zur Aufgabe abzuleiten. Ich habe gesehen, wie diese jungen Menschen ohne Beisein eines Erwachsenen versuchten, an einer 30 - 40 Meter hohen Felswand ein Seil zu befestigen, um sich anschliessend daran abzuseilen (ich wartete nicht, bis es so weit war). Es handelte sich nicht etwa um eine harmlose Wand, sondern die Pfadis hatten sie zu umgehen und von der Seite aufzusteigen. Mir schien sie auf jeden Fall eine richtige Uebungswand für Kletterer unter Anleitung eines Lehrers. Ich zögerte damals: Mache ich mich mitschuldig, wenn ich vorbeigehe, ohne die Jungen zu warnen? Lachen sie mich aus, wenn ich es tue? Ich bin vorbeigegangen, ohne etwas zu sagen, aber ich habe heute noch ein unangenehmes Gefühl und schelte mich feige.

Man möge mir verzeihen. Es mag sein, dass dies nur drei unglückliche Beispiele aus einer grossen Reihe positiver Taten sind, und es mag auch sein, dass das alles gar nicht so wichtig ist. Trotzdem muss ich sagen, dass ich als Mutter dieser Pfadis in allen drei Fällen nicht zufrieden gewesen wäre.

Die Stimme der Jungen

DIE NEUEN WELLEN

II

Daneben gab es, wie überall, zahllose Mitläufer und Konjunkturritter, die in der Meinung, das Filmen als Handwerk zu beherrschen, ohne aber an einer Schule gewesen zu sein oder bei einem Altmeister assistiert zu haben, Hunderttausende von Franken aus Produzenten (vor allem dem verdienten Pierre Braunberger) herauslockten. Das Resultat war, dass 1962 von über 50 begonnenen Filmen 35 fertiggestellt wurden und davon nur zwanzig einen Verleiher fanden. Sie hatten sich von den ersten finanziellen Grosserfolgen der "neuen" Filme, welche 1956 von Roger Vadim begonnen wurden, indem er in "Et dieu créa la femme" die zugkräftige Brigitte Bardot herausbrachte, blenden lassen. Sie wurden nicht gewahr, dass trotz der beinahe vollständigen Verdrängung der Altmeister und deren teilweisen riesigen Verlustgeschäften auch der "Nouvelle Vague" nicht nur lauter Glück beschieden war.

Man mag gegen diese dem Geiste Vigos nacheifernden und den formalen Spuren Renoirs folgenden Jüngern des "film d'auteur" ins Feld führen, was man will. Man kann sie als Zertrümmerer der Fassade, bezeichnen, welche einen Einbruch in die Zwischenzonen der Realität, in die Empfindungs-, Vorstellungs- und Gedankenwelt bewerkstelligten und dies in lobenswerter Weise von aussen her oder in literarischer Ueberhöhung von innen her anstrebten. Oder man kann ihnen vorwerfen, dass sie sich in blinder, subjektiver Selbstbemitleidung, artistischer Selbstmystifizierung, in überspanntem Manierismus, ohne inneren Halt und mit Unehrlichkeit erfüllt, auf esoterischen, sophistischen oder nur schockierenden Voraussetzungen breitmachten. Das Verdienst aber muss man ihnen zugestehen, dass sie sich in ihrem Experimentieren wirksam gegen eine künstlerische Erdrosselung gewehrt haben, sich später einer Intimität, dem spontan Natürlichen eines modernen Kammerspiels zuwandten und den Menschen in seinen starken und schwachen Seiten machtvoll gegenwärtig erscheinen liessen. Sie brachen mit der Konvention der geradlinigen Bilderzählung, der Illusionstechnik und trugen so als positive Bilanz eine Stilerneuerung von grosser Breitenwirkung in die Welt hinaus.

Die Themenwahl und die Art zu drehen wurden bald vom Ausland adaptiert, nach Ansicht der Franzosen aber ohne Berechtigung. In Italien hatte sich der Bruch mit der Schule des Neorealismus, die eigentlich gar nicht eines dogmatischen Charakters bezichtigt werden darf, schon früher in langsamer Entwicklung abgezeichnet. Das nüchterne Pathos der geschichtlich-politischen Analyse, der sozialen Gestaltung des Lebens in einer Chronik, dann in distanzierter dramatischer Erzählung, wurde zunächst von Federico Fellini abgewandelt. Er prägte einen persönlichen, religiösen Realismus, der in die künstlerische Mythologie führte. Von Michelangelo Antonioni, dem verzweifelten Pessimisten wurde die ganze Lebenssicht in die Aussichtslosigkeit einer Rettung gesteigert. Er schuf die lichtlosen Metapher einer Welt, in welcher es keine Kommunikation zwischen Mann und Frau, zwischen Liebenden mehr gibt. Diese "Irrationalität des Daseins", gleichermassen bei Fellini ("La dolce vita") und dem links stehenden Antonioni ("L'eclisse") vorherrschend, steht dem durch Revolte aufgelösten Pessimismus von Luchino Visconti ("Rocco e i suoi fratelli") gegenüber. In seiner von Sensibilität und Poesie durchdrungenen sozialen Analyse scheitert zwar die Auflehnung an Unzulänglichkeit und falscher Stellung in der Gegenwart, wird aber trotzdem von einem durch die marxistische Sicht getragenen Optimismus in die Zukunft geführt. Für eine selbsttragende Aussenseiterproduktion ist die filmwirtschaftliche Struktur Italiens sehr ungünstig; so mussten sich Francesco Rosi ("Salvatore Giuliano"), Elio Petri ("L'Assassino"), Valerio Zurlini ("Cronaca familiare") und andere denn damit begnügen, ihre antikonformistischen Talente der herkömmlichen Produktion zu unterstellen. Dies taten sie auf die Gefahr hin, auf teilweise ausgefahrene Geleise gedrängt zu werden, da ihnen selbstverständlich nicht die selbe Freiheit wie den drei Grossen zugestanden wurde.

In England waren schon seit Beginn der Fünfzigerjahre reformerische Bestrebungen unter dem Namen "Free Cinema" im Fluss. Ihre Führer waren Lindsay Anderson, Karel Reisz und andere schreibgewandte Kritiker der Filmzeitschrift "Sight and Sound", welche sich ihre Sporen im Kurzfilm abverdient hatten. Ihre Absicht war, die Lauheit der Oeffentlichkeit dem Film gegenüber in ein Ernstnehmen als Kunstgattung zu wandeln. Zudem wandten sie sich gegen die Risikoscheue der Londoner Gesellschaften, die Monopolisierung des Verleihs und gegen die Arbeitergewerkschaften mit ihren unzeitgemässen Verordnungen über die Anstellung des technischen Personals.

An die klassische englische Dokumentarfilmschule Griersons anknüpfend, übertrug Tony Richardson John Osbornes' literarischen Begriff des "angry young man" auf die Leinwand. Bryan Forbes verband Geschmack und Geschäft in "The Angry Silence", während Jack Clayton den unbequemen "Room at the Top" herausbrachte. Da sich die Rebellion nicht nur auf einen leeren Formalismus beschränkte, sondern sich in echter Verbundenheit mit den Problemen des Alltags zeigte, waren Werke wie "Saturdy Night and Sunday Morning" (Reisz), "A Taste of Honey" und John Schlesingers "A Kind of Loving", möglich. Der geringen Gestehungskosten wegen waren diese Werke

Eine melancholische Geschichte zweier Brüder erzählt Zurlini in seinem Film "Tagebuch eines Sünders"